

The background of the cover is a vibrant teal color. Several eels are depicted in a detailed, textured style, swimming in various directions. One eel in the center is the most prominent, shown in profile with its mouth open, looking upwards. Other eels are visible in the upper and lower corners, partially cut off by the frame. The eels have a brownish-gold color with fine, parallel lines along their bodies, suggesting scales or muscle texture.

Das Evangelium der Aale

*Patrik
Svensson*

Hanser

*»Ein zartes, kluges, wunderschönes Buch.
Wenige Seiten genügen, um selbst Groß-
städter zu überzeugen: Wir brauchen diese
literarische Hommage an den Aal!«*

Leseprobe

Das Buch

Nie in seiner Kindheit war Patrik Svensson seinem Vater so nah wie beim Aalfischen. Als Erwachsener stellt er fest: Der Erinnerung an seinen Vater kommt er nicht auf die Spur, ohne nach dem Fisch zu suchen, der sie miteinander verband – und über den wir bis heute erstaunlich wenig wissen. Poetisch und spannend entwirft Svensson eine Natur- und Kulturgeschichte der Aale, von Aristoteles und Sigmund Freud über Günter Grass bis zu Rachel Carson, und verbindet sie mit seiner persönlichen Geschichte. Auf verschlungenen Wegen wird das Rätsel des Aals zum Bild für das Leben selbst. Und *Das Evangelium der Aale* zu einer großen, umwerfenden Erzählung über ein sonderbares Tier und ein Leben auf der Suche.

Der Autor

Patrik Svensson, geboren 1972, ist in der Nähe der schwedischen »Aalküste« aufgewachsen. Er studierte Sprachen und Literatur und arbeitet als Journalist für die schwedische Tageszeitung *Sydsvenskan*, wo er über Kultur, soziale Themen, Politik und Naturwissenschaften schreibt. *Das Evangelium der Aale* ist sein Debüt und wird derzeit in über 30 Sprachen übersetzt.

Patrik Svensson. *Das Evangelium der Aale*
Übersetzt aus dem Schwedischen von Hanna Granz
256 Seiten. Gebunden. Erscheint am 27. Januar 2020

hanser-literaturverlage.de

HANSER

Der Aal

Mit der Geburt des Aals ist es so: Sie findet im nordwestlichen Teil des Atlantiks statt, der als Sargassosee bezeichnet wird; ein Ort, der für die Entstehung des Aals in jeder Hinsicht geeignet ist. Denn die Sargassosee ist eher ein Meer im Meer als ein abgegrenztes Seegebiet. Wo sie beginnt und endet, ist nicht absehbar, unsere gewohnten Kriterien zur Vermessung der Welt lassen sich hier nicht anwenden. Sie liegt nordöstlich von Kuba und den Bahamas und östlich der nordamerikanischen Küste, gleichzeitig ist sie ständig in Bewegung. Mit der Sargassosee verhält es sich ähnlich wie mit einem Traum: Man kann nicht genau sagen, wann man eintaucht und wann man wieder hinausgleitet, man weiß nur, dass man drin gewesen ist.

Dieser flüchtige Charakter ergibt sich daraus, dass die Sargassosee ein Meer ohne Küsten und Inseln ist. Sie wird in allen Richtungen von mächtigen Strömungen begrenzt: im Westen vom lebenspendenden Golfstrom, im Norden von dessen Verlängerung, dem Nordatlantikstrom, im Osten vom Kanarenstrom und im Süden vom Nordäquatorialstrom. Fünf Millionen Quadratmeter groß, bewegt sich die Sargassosee wie ein langsamer warmer Wirbel innerhalb dieses geschlossenen Kreislaufs. Was hereinkommt, gelangt nicht immer ganz leicht wieder hinaus.

Das Wasser ist tiefblau und klar und an manchen Stellen bis zu siebentausend Meter tief. An der Oberfläche treiben riesige Teppiche aus klebrigen Braunalgen, die man *Sargassum* oder

Golftang nennt. Sie haben dem Meeresgebiet seinen Namen gegeben. Bis zu mehrere Tausend Meter lange Geflechte aus dicken Algenranken bedecken die Wasseroberfläche, schenken Leben und bieten zahlreichen Kreaturen Schutz: kleinen wirbellosen Tieren, Fischen, Quallen, Schildkröten, Garnelen und Krabben. In der Tiefe wachsen weitere Sorten Seegras und andere Pflanzen. Ein wogendes Leben im Dunkeln, wie ein Wald bei Nacht.

Hier entsteht der europäische Aal, *Anguilla anguilla*. Hier laichen im Frühling die ausgewachsenen Aale ab, hier legen und befruchten sie ihre Eier. Hier entsteht im Schutz tiefster Dunkelheit ein kleines, larvenartiges Wesen mit einem lächerlich winzigen Kopf und nur unzureichend ausgeprägten Augen, Leptocephalus-Larve genannt. Es sieht aus wie ein Weidenblatt, ist flach und so gut wie durchsichtig und nur wenige Millimeter lang. Das ist das erste Stadium des Aals.

Dieses durchsichtige Weidenblatt begibt sich sofort auf die Reise. Vom Golfstrom geleitet, schwimmt es Tausende von Kilometern über den Atlantik, bis es die europäischen Küsten erreicht. Es ist eine Reise, die bis zu drei Jahren dauern kann, und während dieser Zeit wächst die Larve Millimeter für Millimeter. An der europäischen Küste angelangt, durchläuft sie ihre erste Metamorphose und verwandelt sich in einen Glasaal. Das ist das zweite Stadium des Aals.

Glasaale sind, wie ihre vorherige Erscheinungsform, die Weidenblattlarven, beinahe vollkommen durchsichtige Geschöpfe, sechs oder sieben Zentimeter lang, schmal, beweglich und transparent, als könnten sich weder Farbe noch Sünde in ihren Körpern festsetzen. Laut der Autorin und Meeresbiologin Rachel Carson sehen sie aus wie »kaum fingerlange, bewegliche Glasrütchen«. Sie sind zerbrechlich und allem Anschein nach völlig schutzlos und gelten, zum Beispiel bei den Basken, als Delikatesse.

Von den europäischen Küsten wandern die meisten Glasaale die Zuläufe des Meeres hinauf und passen sich unmittelbar an das Süßwasser an. Eine weitere Metamorphose findet statt, der Glasaal wird zum Gelbaal. Sein Körper wird schlangenhaft und muskulös, seine Augen dunkel mit einem markanten schwarzen Punkt in der Mitte. Die Kiefer werden breit und kräftig. Seine Kiemenöffnungen sind klein und fast vollständig verborgen. Dünne weiche Flossen ziehen sich über die gesamte Ober- und Unterseite. Seine Haut färbt sich in Braun-, Gelb und Grautönen und bildet Schuppen, die so klein und weich sind, dass man sie weder sehen noch fühlen kann, eine Art imaginärer Rüstung. War der Glasaal empfindlich und zerbrechlich, so ist der Gelbaal stark und zäh. Das ist das dritte Stadium des Aals.

Der Gelbaal wandert weiter Flüsse und Bäche hinauf. Durch flache und zugewachsene Wasserläufe kann er sich ebenso gut bewegen wie durch reißende Ströme. Er durchschwimmt trübe Binnenseen und träge Flüsse, wilde Fluten und warme kleine Teiche. Bei Bedarf kann er auch durch Sümpfe und Gräben gleiten. Von äußeren Verhältnissen lässt er sich nicht aufhalten; wenn es gar keinen anderen Ausweg gibt, schlängelt er sich über Stunden durch feuchtes Gras und Unterholz, bis er das nächste Gewässer erreicht. So gesehen ist der Aal ein Fisch, der die Voraussetzungen des Fischseins überschreitet. Vielleicht weiß er nicht einmal, dass er ein Fisch ist.

So legt der Gelbaal Hunderte von Kilometern zurück, unermüdet und unter den widrigsten Bedingungen, bis er plötzlich entscheidet, dass er angekommen ist. An sein neues Zuhause stellt er keine hohen Ansprüche, er passt sich dem herrschenden Milieu einfach an. Dies kann ein Bach, Teich oder Binnensee mit schlammigem Boden sein, gerne darf es auch Steine und Löcher geben, damit er sich verstecken kann, sowie natürlich ausrei-

chend Nahrung. Wenn er erst einmal ein Zuhause gefunden hat, bleibt der Gelbaal dort jahrein, jahraus und bewegt sich normalerweise nur innerhalb eines Radius von ein paar Hundert Metern. Sollte es ihn durch äußere Einwirkung doch einmal woandershin verschlagen, kehrt er so schnell wie möglich an seinen selbst gewählten Standort zurück. Aale, die im Rahmen eines Experiments eingefangen, mit Sendern versehen und mehrere Kilometer vom Fangplatz entfernt wieder freigelassen wurden, fanden innerhalb von nur einer Woche genau an den Ort zurück, wo man sie aus dem Wasser gezogen hatte. Niemand weiß, wie sie das bewerkstelligen.

Der Gelbaal ist ein Einzelgänger. Sein aktives Leben verbringt er normalerweise allein und mit der jeweiligen Jahreszeit angepassten Aktivitäten. Wenn es kalt wird, liegt er zuweilen über einen längeren Zeitraum passiv im Bodenschlamm, umschlungen von anderen Aalen, wie ein hastig aufgewickelt Knäuel.

Auf die Jagd geht der Gelbaal vorwiegend nachts. Sobald es dämmt, löst er sich aus dem Schlamm und beginnt mit der Futtersuche. Er frisst, was ihm in die Quere kommt, Würmer, Larven, Frösche, Schnecken, Insekten, Krebse, Fische; wenn es sich ergibt, auch kleine Mäuse oder Vogeljunge. Auch Aas verschmäht er nicht.

So verbringt der Aal einen Großteil seines Lebens in gelbbrauner Gestalt, wechselnd zwischen Aktivität und Passivität. Außer der Suche nach Futter und Schutz geht er dabei keiner gerichteten Tätigkeit nach. Als wäre das Leben in erster Linie ein Wartezustand und als fände sich dessen Sinn immer mal wieder zwischendurch oder in einer abstrakten Zukunft, die nicht anders erreicht werden kann als durch Geduld.

Und es ist ein langes Leben. Ein Aal, der weder krank wird noch sich verletzt, kann bis zu fünfzig Jahre an ein und demsel-

ben Ort verbringen. Es gibt schwedische Aale, die in Gefangenschaft nachweislich über achtzig wurden. Mythen und Legenden berichten sogar von Exemplaren, die weit über hundert Jahre erreichten. Wenn einem Aal die Erfüllung seines Lebenssinns, also die Fortpflanzung, versagt wird, scheint er beinahe beliebig alt werden zu können, als könne er ewig warten.

In der Wildnis lebende Aale jedoch beschließen zu einem bestimmten Zeitpunkt, sich fortzupflanzen, normalerweise im Alter zwischen fünfzehn und dreißig Jahren. Woher diese Entscheidung kommt, wissen wir nicht, aber wenn sie erst einmal gefallen ist, endet die wartende Existenz des Aals unmittelbar, und sein Leben nimmt einen völlig neuen Charakter an. Der Aal beginnt seine Wanderung zum Meer und durchläuft gleichzeitig seine letzte Metamorphose. Das trübe, undefinierbare Gelbbraune verschwindet, seine Nuancen werden klarer und schärfer, der Rücken färbt sich schwarz, die Seiten werden silbrig mit markanten Linien, als wolle die neue Zielstrebigkeit in seiner ganzen Erscheinung zum Ausdruck kommen. Der Gelbaal wird zum Blankaal. Das ist sein viertes Stadium.

Kommt dann der Herbst mit schützender Dunkelheit, zieht der Blankaal in den Atlantik hinaus und weiter Richtung Sargassosee. Wie durch einen bewussten Akt passt sich sein Körper den Reisebedingungen vollkommen an. Die Flossen werden länger und kräftiger, damit er schneller schwimmen kann, seine Augen werden größer und blau, damit er in den dunklen Tiefen des Meeres besser sehen kann, sein Verdauungssystem funktioniert nicht mehr, der Magen löst sich auf, und er deckt seinen Energiebedarf fortan aus den vorhandenen Fettreserven. Erst jetzt bilden sich seine Geschlechtsorgane, und sein Körper füllt sich mit Roggen oder Milch. Nichts kann ihn jetzt mehr von seinem Ziel abbringen.

Er schwimmt bis zu fünfzig Kilometer am Tag, zuweilen bis zu tausend Meter unter der Meeresoberfläche. Es ist eine Reise, über die der Mensch immer noch sehr wenig weiß. Vielleicht dauert sie ein halbes Jahr, vielleicht unterbricht der Aal sie aber auch und überwintert unterwegs. Man hat herausgefunden, dass ein Blankaal in Gefangenschaft vier Jahre ohne Nahrungsaufnahme überleben kann.

Es ist jedenfalls eine lange und asketische Reise, und die existenzielle Zielstrebigkeit, mit der der Aal navigiert, lässt sich durch nichts erklären. Endlich in der Sargassosee angelangt, hat der Aal ein zweites Mal nach Hause gefunden. Unter wogenden Teppichen von Seegrass und Tang werden die Eier befruchtet. Dann ist der Aal fertig, seine Geschichte ist vollendet, und er stirbt.

Am Fluss

Es war mein Vater, der mir beibrachte, Aale zu fangen. Im kleinen Flusslauf, der an den Feldern seines Elternhauses vorbeifloss. Durch die Augustdämmerung fuhren wir die Landstraße entlang, die über den Fluss führte, und bogen links in einen Feldweg ein, der im Grunde nur aus zwei Traktorspuren bestand. Anschließend ging es einen steilen Hügel hinunter und dann ein Stück parallel zum Wasser. Links von uns lagen die Getreidefelder, der reife Weizen raschelte, wenn ihn das Auto streifte. Rechts von uns stand meterhohes, zischelndes Gras. Hinter dem Gras lag das Wasser, ein etwa sechs Meter breiter, ruhig dahinfließender Fluss, der sich im letzten Abendlicht wie ein silbernes Band durch die Landschaft schlängelte.

Langsam fuhren wir an der Stromschnelle vorbei, wo das Wasser aufgeregt über die Steine sprang, und dann an der krumm gewachsenen alten Weide. Ich war sieben und diesen Weg schon viele Male mitgefahren. Als die Radspuren aufhörten und sich vor uns eine Wand aus undurchdringlichen Pflanzen erhob, schaltete mein Vater den Motor aus. Bis auf das leise Rauschen des Wassers war es plötzlich vollkommen still. Wir trugen Gummistiefel und Ölzeug, meine Hose war gelb, die meines Vaters rotgelb. Aus dem Kofferraum holten wir zwei schwarze Eimer mit Angelgerätschaften, eine Taschenlampe sowie eine Dose Würmer. Dann zogen wir los.

Am Ufer war das Gras nass und widerspenstig, es wuchs mir

bis über den Kopf. Mein Vater bahnte uns einen Weg, und die Vegetation schloss sich über mir wie ein Dach, als ich ihm folgte. Fledermäuse jagten über den Fluss, lautlos, wie schwarze Schriftzeichen vor dem Himmel.

Nach etwa vierzig Metern blieb mein Vater stehen und sah sich um. »Hier ist es gut«, sagte er.

Eine steile, schlammige Böschung führte zum Fluss hinunter. Wenn man nicht aufpasste, konnte man ausrutschen und landete direkt im Wasser. Es wurde bereits dunkel.

Mit einer Hand schob mein Vater das Gras zur Seite und stieg vorsichtig seitwärts ab, dann drehte er sich um und reichte mir die andere Hand. Ich nahm sie und folgte ihm ebenso vorsichtig. Unten am Wasser stampften wir uns eine kleine Fläche zurecht und stellten die Eimer ab.

Ich ahmte meinen Vater nach, wie er eine Weile still dastand und auf das Wasser blickte, und bildete mir ein, ich sähe dasselbe wie er. Natürlich gab es keinerlei Möglichkeit, mit Sicherheit festzustellen, ob es wirklich ein guter Platz war. Das Wasser war dunkel, hier und da erhob sich Schilfrohr, das im Wind drohend schwankte. Alles unter der Wasseroberfläche jedoch blieb uns verborgen. Wir konnten es also nicht wissen, beschlossen aber, daran zu glauben, wie man es manchmal tun muss. Gerade beim Angeln geht es oft genau darum.

»Doch, hier ist es gut«, wiederholte mein Vater und drehte sich zu mir um. Ich nahm eine Langleine aus dem Eimer und reichte sie ihm. Er drückte den Schaft in die Erde und rollte schnell die Angelschnur auf, nahm den Haken und suchte umständlich einen dicken Regenwurm aus der Dose. Dann biss er sich auf die Lippe, musterte den Wurm im Schein der Taschenlampe, und nachdem er ihn aufgespießt hatte, hielt er den Haken hoch, tat, als spucke er zweimal, »tfff, tfff«, immer zweimal, wo-

raufhin er die Schnur mit weit ausholender Geste auswarf. Anschließend bückte er sich und ruckelte ein wenig daran, prüfte, ob sie straff gespannt war und von der Strömung nicht allzu weit weggetragen wurde. Schließlich richtete er sich auf, sagte »na, dann«, und wir kletterten die Böschung wieder hinauf.

Was wir Langleinen oder Nachtschnüre nannten, war wahrscheinlich eigentlich etwas ganz anderes. Als Langleine bezeichnet man gemeinhin eine lange Schnur mit vielen Haken und Senkern dazwischen. Unsere waren von einfacherer Art. Mein Vater machte sie selbst, indem er das eine Ende eines kurzen Bretts mit dem Beil zuspitzte. Dann schnitt er einen dicken, vier bis fünf Meter langen Nylonfaden ab und befestigte ihn daran. Die Senker stellte er her, indem er geschmolzenes Blei in ein Eisenrohr goss und hart werden ließ, woraufhin er das Rohr in mehrere Zentimeter lange Stücke zersägte und Löcher hineinbohrte. Der Senker wurde zehn, zwanzig Zentimeter vom unteren Ende entfernt an der Leine befestigt, ganz unten wurde ein einzelner großer Angelhaken angebracht. Das Holzstück schlug man in den Boden, und der Haken mit dem Wurm sank auf den Grund des Flusses.

Normalerweise hatten wir zehn oder zwölf Langleinen dabei, die wir eine nach der anderen in etwa zehn Metern Abstand bestückten und auswarfen. Jedes Mal ging es die steile Böschung runter und wieder rauf, eine umständliche Prozedur. Jedes Mal waren es die gleichen Handgriffe, dieselben Gesten, dasselbe »tfff, tfff«.

Wenn die letzte Langleine mit einem Köder versehen war, gingen wir denselben Weg zurück und noch einmal im Wechsel die Böschung rauf und runter, um die Leinen zu kontrollieren. Vorsichtig fassten wir nach der Schnur, vergewisserten uns, dass noch nichts angebissen hatte, und standen dann schweigend da,

ließen uns von unserem Instinkt überzeugen, dass es hier gut war, hier würde etwas geschehen, wir brauchten nur ein wenig zu warten.

Als die letzte Leine kontrolliert war, war es fast vollständig dunkel geworden. Die lautlosen Fledermäuse waren nur noch zu sehen, wenn sie durch das Mondlicht glitten, und wir kletterten ein letztes Mal die Böschung hinauf, gingen zum Auto zurück und fuhren nach Hause.

~ ~ ~

Ich kann mich nicht erinnern, dass wir unten am Fluss je über etwas anderes gesprochen hätten als über Aale und wie man sie am besten fängt. Ich erinnere mich nicht, dass wir überhaupt geredet hätten.

Das könnte daran liegen, dass wir es tatsächlich nicht taten. Weil wir uns an einem Ort befanden, an dem die Notwendigkeit zu sprechen begrenzt war, einem Ort, der seine Wirkung am besten entfaltete, wenn man schwieg. Die Spiegelung des Mondlichts, das flüsternde Gras, die Schatten der Bäume, das monotone Fließen des Wassers und darüber die Fledermäuse wie schwebende Sternchen. Man musste sich gewissermaßen anpassen und versuchen, ein Teil dieses Ganzen zu werden.

Natürlich kann es auch sein, dass ich mich ganz falsch erinnere. Denn das Gedächtnis ist unzuverlässig und sibt aus und verdrängt. Wenn wir uns eine bestimmte Situation vergegenwärtigen, ist nicht garantiert, dass wir uns an das Wichtigste oder Relevanteste erinnern. Vielmehr erinnern wir uns an das, was am besten ins Bild passt. Unser Gedächtnis erstellt ein Gemälde, in dem die verschiedenen Details einander ergänzen müssen. Es lässt nicht zu, dass einzelne Farben sich mit der des Hinter-

grunds beißen. Sagen wir also, mein Vater und ich schwiegen. Ich weiß ohnehin nicht, worüber wir hätten reden sollen.

Wir lebten nur wenige Kilometer vom Fluss entfernt, und als wir spät am Abend nach Hause kamen, zogen wir uns an der Treppe die Stiefel und die Gummihosen aus. Ich ging sofort zu Bett, schlief schnell ein, und um kurz nach fünf am nächsten Morgen weckte mein Vater mich. Sofort stand ich auf, schlüpfte in meine Klamotten, und wenige Minuten später saßen wir wieder im Auto.

Am Fluss ging gerade erst die Sonne auf. Die Morgendämmerung färbte den unteren Himmelsrand tieforange, und das Wasser strömte mit einem anderen Klang, heller und klarer, als wäre es eben erst aus sanftem Schlaf erwacht. Weitere Geräusche kamen hinzu. Eine Amsel sang, eine Stockente landete mit einem plumpen Klatschen im Wasser. Ein Reiher flog lautlos über den Fluss und spähte herab, den großen Schnabel wie einen erhobenen Dolch vor sich hertragend.

Wir liefen durch das feuchte Gras und stapften seitwärts die Böschung zur ersten Langleine hinunter. Unten angekommen, betrachteten wir schweigend die Leine, suchten nach Bewegung und Zeichen von Aktivität unter der Wasseroberfläche. Mein Vater bückte sich und legte die Hand an die Schnur. Dann richtete er sich auf und schüttelte den Kopf. Er zog die Angelschnur ein und hielt den Haken vor mir hoch. Der Wurm war abgefressen worden, vermutlich von einer hinterlistigen Plötze.

Wir gingen weiter zur nächsten Langleine, aber auch die war leer. Ebenso die dritte. Die vierte spannte sich seitwärts straff in ein Schilfrohrbüschel, und als mein Vater daran zog, saß sie fest. Er murmelte etwas Unverständliches. Nahm die Angelschnur in beide Hände und zog noch fester, ohne dass sie auch nur einen Zentimeter nachgab. Vielleicht hatte die Strömung den Haken

und das Senkblei ins Schilf getrieben. Oder es war ein Aal, der den Haken verschluckt und sich samt Schnur im Schilf verheddert hatte. Wenn man die gespannte Schnur festhielt, konnte man kleine Bewegungen spüren, als würde das, was unter der Wasseroberfläche festsaß, sich für das Kommende rüsten.

Mein Vater gab alles, er zog, biss sich auf die Lippen und fluchte hilflos. Er wusste, dass es nur zwei Möglichkeiten gab, wieder aus der Situation herauszukommen, und beide hatten ihre Verlierer. Entweder bekam er den Aal los und konnte ihn herausziehen, oder er riss die Leine entzwei und ließ den Aal auf dem Grund liegen, im Schilfrohr gefangen, mit dem Haken im Rachen und dem schweren Senkblei wie einer frisch geschmiedeten Boje daran.

Diesmal schien es keine Rettung zu geben. Mein Vater machte ein paar Schritte zur Seite und versuchte es aus einem anderen Winkel, zog so fest, dass die Nylonschnur sich wie eine Geigensaite spannte. Es nützte alles nichts.

»Es klappt nicht«, sagte er schließlich und zog mit aller Kraft, sodass die Schnur mit einem lauten Knall zerriss.

»Hoffentlich überlebt er«, sagte er noch, dann gingen wir weiter, die Böschung rauf und wieder runter.

Bei der fünften Langleine bückte sich mein Vater und berührte mit den Fingerspitzen die Schnur. Dann richtete er sich auf und machte mir Platz. »Holst du ihn raus?«, fragte er.

Ich nahm die Schnur und zog sanft, spürte sofort den Widerstand, die Kraft, die auch mein Vater mit bloßen Fingern gespürt hatte. Das Gefühl kam mir bekannt vor, ich zog ein wenig fester, und der Fisch begann sich zu bewegen. »Ein Aal«, sagte ich laut.

Ein Aal versucht nicht, sich loszureißen, wie Hechte es manchmal tun, sondern bewegt sich eher schlängelnd zur Seite, wodurch eine Art saugender Widerstand entsteht. Für seine Größe

ist er erstaunlich stark, und trotz seiner kleinen Flossen ist er ein guter Schwimmer.

Ich holte die Leine so langsam wie möglich ein, ohne dem Widerstand nachzugeben, wie um den Augenblick in die Länge zu ziehen. Aber die Schnur war nicht sonderlich lang, und es gab kein Schilf, hinter dem der Aal hätte Schutz suchen können. So hatte ich ihn bald draußen und sah seinen gelbbraunen, glänzenden Leib im Morgenlicht zucken. Ich versuchte ihn im Genick zu packen, er ließ sich jedoch kaum festhalten. Wie eine Schlange wand er sich bis über den Ellbogen um meinen Unterarm. Ich nahm seine Kraft eher statisch wahr, weniger als Bewegung. Wenn ich ihn jetzt fallen ließ, würde er mir durchs Gras entkommen und wieder ins Wasser gleiten, ehe ich ihn zu fassen bekam.

Schließlich gelang es uns, den Haken zu lösen, und mein Vater füllte einen Eimer mit Flusswasser. Vorsichtig ließ ich den Aal hineingleiten, der wie aus Gewohnheit gleich im Kreis zu schwimmen begann. Mein Vater legte mir die Hand auf die Schulter und sagte, es sei ein schöner Fisch. Dann gingen wir zur nächsten Langleine, leichten Schrittes die Böschung rauf und runter. Und ich durfte den Eimer tragen.

Liebe Vorableser*innen,
wir überspringen ein paar Kapitel.
Weiter geht es mit dem Kapitel *Sigmund Freud und die Aale von Triest*. Die fehlenden Kapitel findet ihr im Buch.
Viel Spaß!



Der neunzehnjährige Sigmund Freud war ein Mann mit hochfliegenden Plänen. Ein Jahr zuvor war er in Manchester gewesen und hatte das Leben dort genossen, selbst den Regen und das Klima. Er war ganz erpicht darauf, mehr zu reisen, und vor allem, mehr Zeit auf die praktische wissenschaftliche Arbeit verwenden zu können, mehr zu erfahren, Dinge zu entdecken, Dinge zu beschreiben, Dinge zu verstehen. Er liebte es, im Labor zu stehen. Was er sah, wenn er durch das Mikroskop schaute, war immer wahr, es gab keinen Raum für vorgefasste Meinungen oder Aberglauben. Alles menschliche Wissen hatte seinen Ursprung im Labor. Freud sah ein Leben im Dienst der Wissenschaft vor sich, vielleicht in England, vielleicht aber auch ganz woanders. Und er überlegte ernsthaft, sich ganz der Naturwissenschaft zu widmen, der Biologie oder Physiologie, dem Handfesten und Konkreten. Auf einem Familienfoto von 1876 steht er in der Mitte, die Hand auf der Stuhllehne seiner Mutter Amalia, er ist der Größte unter seinen Geschwistern und trägt einen Dreiteiler, Seitenscheitel und einen dunklen, gepflegten Bart. Sein Blick ist fest, und er schaut direkt in die Kamera, als ob nichts auf der Welt ihm fremd sein könnte.

Dieser Neunzehnjährige reiste also im Frühjahr 1876 mit der Ambition nach Triest, das Rätsel des Aals endlich zu lösen und einen eigenen Fußabdruck in der Geschichte der Wissenschaft zu hinterlassen. Triest, an der oberen Adria gelegen, gehörte damals zu Österreich-Ungarn und war als Marinestützpunkt und Hafenstadt eine wichtige Metropole. Seit der Suezkanal 1867 fertiggestellt worden war, bildete sie auch ein Tor zum Orient. Im Hafen wurden Kaffee, Reis und Gewürze gelöscht, hier kamen Schiffe an, die durch die ganze Welt gesegelt waren, hier sammelten sich Menschen aus ganz Europa: Italiener, Slowenen, Deutsche und Griechen. Bereits im Römischen Reich war Triest ein

Treffpunkt und Wallfahrtsort gewesen, ein Ort, an dem sich Sprachen und Kulturen aller Art mischten. Im Vergleich zu Freiberg oder Wien war es mit Sicherheit eine sehr beeindruckende Stadt, komplex und schwer begreifbar.

Was also fand der junge Freud in Triest? Darüber weiß man recht viel, denn er schilderte seine Erlebnisse in zahlreichen Briefen an seinen Jugendfreund Eduard Silberstein. Er schrieb ihm auf Spanisch, weil er und Silberstein sich beim Spanischlernen angefreundet hatten, und er schrieb über die Stadt, ihre Restaurants, Läden und Einwohner. Immer wieder verwendete er merkwürdige Ausdrücke, vielleicht aufgrund der Fremdsprache, eher aber wohl als eine Art Geheimcode unter Freunden.

In seinem ersten kurzen Brief vom 28. März schreibt Freud, Triest sei eine sehr schöne Stadt, »las bestias son muy bellas bestias«, die Biester seien sehr schöne Biester. Mit Biestern meinte er die Frauen. In den ersten Tagen in Triest schien er vor allem von ihnen fasziniert zu sein. In den Briefen erzählt er, wie ihm an seinem allerersten Tag alle Frauen, die ihm begegneten, wie »Göttinnen« vorkamen. Detailliert schildert er ihr Aussehen und ihre körperlichen Vorzüge, wie hochgewachsen und schlank sie seien, mit langen Nasen und dunklen Augenbrauen, blasser als erwartet und mit hübschen Frisuren, und wie manche von ihnen eine Locke über das eine Auge hängen ließen wie einen Köder. Er besuchte die Nachbarstadt, Muggia, und beschrieb, wie unglaublich fruchtbar die Frauen dort allem Anschein nach wären, jede zweite sei schwanger, und Hebammen bräuchten sich hier wohl um Arbeit und Einkommen nicht zu sorgen. Ironisch spekuliert er, ob die Frauen möglicherweise von »der Meeresfauna« beeinflusst würden und »das ganze Jahr hindurch Früchte tragen«, oder ob sie sich zu bestimmten Zeiten und alle gleichzeitig paarten. »Fragen, die künftigen Biologen überlassen bleiben.«

Er beobachtet und beschreibt diese Frauen beinahe wissenschaftlich, gleichzeitig scheinen sie ihm fremd zu sein, wie von einer anderen Art. Nähere weibliche Bekanntschaften dürfte Freud in Triest jedenfalls nicht gemacht haben, und bald ändern sich auch seine Stimmung und seine Einstellung gegenüber der Stadt. Er zeigt sich frustriert über die Situation. Über die Frauen, die ihn locken und anziehen, sowohl die jüngeren als auch die älteren, die ihn jedoch gleichzeitig zu verwirren scheinen. Er beschwert sich, sie würden sich zu sehr schminken. Er beschreibt, wie sie in den Fenstern der Häuser sitzen, heraus schauen und lächeln und den Männern Blicke zuwerfen, und er beklagt ein wenig ironisch, dass er sich wegen seiner Arbeit von ihnen fernhalten müsse.

Dann schreibt er plötzlich, die Frauen in Triest seien »brutta, brutta«, hässlich wie die Nacht. Es scheint ihn zu bedrücken, dass seine Gefühle nicht mit dem kalten und systematisch beobachtenden Wissenschaftler übereinstimmen, als der er sich sieht. »Da es nicht gestattet ist, die Menschen zu sezieren, habe ich eigentlich gar nichts mit ihnen zu tun«, schreibt er, nachdem er bemerkt hat, dass selbst die jungen Mädchen in der Stadt sich schminken.

Wie um sich gegen die sexuelle Verwirrung zu schützen, die ihn ablenkt, konzentriert Freud sich stattdessen auf seine Arbeit. Er hat einen eigenen Raum im Labor, das nur einen Steinwurf von der Adria entfernt liegt, »fünf Sekunden von der letzten Welle der Adria«, schreibt er an Silberstein und schildert ihm anschließend detailliert seinen Arbeitsplatz: »Mein Zimmerchen drin hat einen eigentümlichen Grundriß, ein Fenster, vor dem mein Arbeitstisch steht, der eine Menge Laden und eine große Tischplatte besitzt, einen zweiten Tisch für Bücher und anderes Hilfswerkzeug, 3 Stühle, mehrere Wandfächer, auf denen gegen

20 Reagenzien aufgestellt sind, und last not least auch eine geräumige Tür, die, wenn man sich ihrer Führung anvertraut, hinaus führt. Auf dem Tisch steht links in der hintern Ecke das Mikroskop, rechts in der Ecke die Sezierschüssel, in der Mitte 4 Bleistifte neben einem Blatt Papier (meine Zeichnungen sind also Karikaturen nicht ohne Wert), vorne steht eine Reihe von Glasgefäßen, Tröge, Schüsseln, Wannen, in denen sich die kleineren Bestien oder einzelne Stücke größerer in Seewasser befinden. Dazwischen stehen oder liegen Reagentienflaschen, Instrumente, Nadeln, Deckgläser, Objektträger, wenn ich voller Arbeit bin, daß nicht ein Fleckchen übrigbleibt, meine Hand hinzulegen. Vor diesem Tisch sitze ich von 8-12, von 1-6 Uhr ziemlich fleißig ...«

Jeden Morgen trifft er die Fischer, wenn sie mit dem Tagesfang, Körben voll fetter, adriatischer Aale, im Hafen ankommen. Dann geht er ins Labor und beginnt mit der Arbeit. Er erklärt Silberstein, worauf sein Auftrag hinausläuft, und legt einfache Zeichnungen bei: »Du kennst den Aal. Lange Zeit hindurch war von dieser Bestie nur das Weibchen bekannt, schon Aristoteles wußte nicht, woher diese die Männchen nehmen, und ließ deshalb die Aale aus dem Schlamm entstehen. Durchs ganze Mittelalter und die Neuzeit hindurch wurde eine förmliche Hetzjagd auf die Aalmännchen angestellt. In der Zoologie, wo es keine Geburtsscheine gibt und das Vieh – nach Paneth's Ideal – handelt, ohne was gelernt zu haben, weiß man nicht, was Männchen oder Weibchen ist, wenn die Tiere nicht äußerliche Geschlechtsunterschiede haben. Daß gewisse Merkmale Geschlechtsunterschiede sind, muß auch erst nachgewiesen werden, und das kann nur der Anatom (da die Aale keine Tagebücher schreiben, aus deren Orthographie man Schlüsse auf das Geschlecht ziehen kann), er sezirt sie und findet entweder Hoden oder Eierstöcke. [...] Vor

kurzem hat ein Triester Zoolog, wie er sagt, die Hoden, somit die Männchen des Aals aufgefunden, aber weil er, wie es scheint, nicht weiß, was ein Mikroskop ist, keine genaue Beschreibung davon gegeben.«

Tagein, tagaus sitzt Sigmund Freud in seinem Labor, schneidet Aale auf, schaut durchs Mikroskop und macht sich Notizen, sucht die Lösung des Rätsels. Unter dem Mikroskop offenbaren sich alle Antworten, so das Versprechen der Wissenschaft, und wenn man sich darauf nicht verlassen kann, worauf ist dann überhaupt noch Verlass?

Doch es wollen sich keine Keimdrüsen auftreiben lassen, und Freud wird immer frustrierter. Jeden Abend um halb sieben macht er einen Spaziergang durch die engen Gassen von Triest, vorbei an kleinen Läden und Straßencafés, bis hinunter zum Hafen, wo die untergehende Sonne die Meeresoberfläche in einen Spiegel verwandelt, der alles Leben darunter verbirgt, er hört die Hafearbeiter auf Deutsch, Slowenisch und Italienisch reden, riecht den Duft von Gewürzen und Kaffee, sieht die Fischhändler die Reste ihres Tagesfangs einpacken, sieht die Frauen, die sich mit geschminkten Augen zu den Kneipen am Marktplatz begeben. All das nimmt er wahr ... und denkt an Aale.

»Die Hände befleckt vom weißen und roten Blut der Seetiere und vor den Augen flimmernde Zelltrümmer, die mich noch in den Träumen stören, und in Gedanken nichts als die großen Probleme, die sich an die Namen Hoden und Ovarien – weltbedeutende Namen knüpfen.«

Fast einen Monat lang hält Freud sich in dem einfachen Labor auf, mit seiner eintönigen und fruchtlosen Arbeit beschäftigt, und muss am Ende einsehen, dass er versagt hat. Es ist ihm nicht gelungen zu finden, weswegen er gekommen ist: die Fortpflanzungsorgane des männlichen Aals und die Antwort auf die Aal-

frage.»Ich plage nun mich und die Aale, seine Aalmännchen wiederzufinden, aber vergebens, alle Aale, die ich aufschneide, sind vom zarten Geschlecht.«

Es war der erste richtige wissenschaftliche Auftrag des jungen Sigmund Freud gewesen, und zum Scheitern verurteilt. Mehrere Wochen hatte er in seinem Labor gestanden, lange Tage, die nach totem Fisch stanken, und nicht die kleinste Keimdrüse war ihm vergönnt. Vierhundert Aale hatte er aufgeschnitten, und nicht von einem hatte sich beweisen lassen, dass er männlich war. Obwohl er genau wusste, wo im Körper des Aals er zu suchen hatte und wie die Organe aussehen mussten, war es ihm doch nicht gelungen, sie zu finden.

In einem seiner Briefe an Eduard Silberstein zeichnet er einen Aal, der durch den Text schwimmt, ein höhnisches Lächeln auf den Lippen. Im selben Brief tituliert er die Aale mit just dem Wort, das er auch schon für andere ihm rätselhafte Wesen verwendet hatte: *las bestias*.

~ ~ ~

Was also *find* Sigmund Freud in Triest? Vielleicht, wenn schon nichts anderes, eine erste Erkenntnis darüber, wie weit unter der Oberfläche manche Wahrheiten verborgen liegen. Beim Aal wie auch beim Menschen. Und so kam es, dass der Aal auch die moderne Psychoanalyse beeinflusste.

Der neunzehnjährige Freud war ein ehrgeiziger junger Wissenschaftler, er war nach Triest gekommen, um eine Frage, die die Naturwissenschaft seit Jahrhunderten umtrieb, ein für alle Mal zu beantworten: Wie vermehrt sich der Aal?, und einen fulminanten Bericht darüber zu schreiben. Vermutlich lernte er auch eine Menge über die Bedeutung von geduldiger und syste-

matischer Beobachtung in seinem Beruf, Fähigkeiten, die ihm später bei seinen Patienten auf der Couch zugutekamen.

Darüber hinaus war Freud mit einem felsenfesten Glauben an die Naturwissenschaft nach Triest gekommen. Er war überzeugt gewesen, dass man für harte Arbeit früher oder später auch belohnt wird. Der Aal jedoch zwang ihn, sich mit seinen eigenen Begrenzungen und denen der Naturwissenschaft auseinanderzusetzen. Freud fand keine Wahrheit unter dem Mikroskop. Die Aalfrage blieb ungelöst. Als er ein Jahr später seinen Bericht abgab, musste er zugeben, dass es bezüglich des Geschlechts und der Fortpflanzungsweise von Aalen noch immer keine gesicherten Erkenntnisse gab. Mit beinahe selbstverleugnender Sachlichkeit stellte er fest: »Meine histologische Untersuchung der zipfelförmigen Organe erlaubt mir nicht, definitiv und mit Gewissheit zu behaupten, dass es sich dabei um die Keimdrüse des Aals handelt, sie gibt mir jedoch auch keinen begründeten Anlass, diese Annahme zu verwerfen.«

Der Aal hielt ihn zum Narren und trug dadurch vielleicht dazu bei, dass Sigmund Freud die reine Naturwissenschaft recht bald hinter sich ließ, um sich der komplexeren und nicht messbaren Psychoanalyse zu widmen. Wenn man bedenkt, *womit* der Aal ihn zum Narren hielt, erscheint es geradezu als Ironie, welches Thema für Freud so zentral werden sollte: Er verbarg seine Sexualität vor ihm. Ausgerechnet der Mann, der bald das gesamte Denken des zwanzigsten Jahrhunderts über Geschlechter und Sexualität beeinflussen und der tiefer in das Innere des Menschen vordringen sollte als je einer vor ihm, scheiterte beim Aal schon daran, überhaupt ein Geschlechtsorgan zu finden. Freud war nach Triest gereist, um die Testikel des Aals zu finden, stieß jedoch lediglich auf ein unlösbares Rätsel. Er hatte die Sexualität eines Fisches verstehen wollen, stieß jedoch nur auf seine eigene.

Bemerkenswert war dies auch, weil Freuds Verhältnis zu im Wasser lebenden Tieren von jeher ein wenig kompliziert gewesen war. Viel ist über die Beziehung des jungen Freud zu einem Mädchen namens Gisela Fluss geschrieben worden. Begonnen hatte sie 1871, als der fünfzehnjährige Freud vorübergehend bei Giselas Familie in Freiberg unterkam. Er fühlte sich offenbar zu Gisela hingezogen, die zu dem Zeitpunkt gerade einmal zwölf Jahre alt war. In Briefen, unter anderem an Eduard Silberstein, schrieb er, wie schön und verführerisch sie sei. Vielleicht war es sein sexuelles Erwachen, jedenfalls endete es in Frust und Verdrängung. Als Gisela einige Jahre später einen anderen heiratete, gab Freud ihr den Spitznamen *Ichthyosaura*, »Fischechse«, nach einer prähistorischen, im Wasser lebenden Reptilienart, die zur Zeit der Dinosaurier gelebt hat.

Für Freud war das natürlich ein pubertäres Wortspiel mit Bezug auf ihren Familiennamen »Fluss«. Gisela war als weibliches Mitglied der Familie Fluss eine Art Wassermonster, das für alles Verdrängte und Frustrierende stand, wie etwa die Sexualität, die sich im Verborgenen regt. Dass Freud das Mädchen nach einem prähistorischen Wasserwesen benannte, war vielleicht seine Art, sich einzureden, dass er die jugendliche und schwer kontrollierbare Leidenschaft, die er für sie empfunden hatte, hinter sich gelassen hatte. Nie wieder wollte er sich von irgendetwas oder irgendjemandem so betören lassen. Bis *las bestias* in Triest als symbolische Nachkommen dieser seiner ersten *Ichthyosaura* auftauchten.

Nach seinem Aufenthalt in Triest dauerte es mehrere Jahre, bis Sigmund Freud sich als Psychoanalytiker erneut dem Thema Sexualität näherte, doch als er es tat, war es vor allem die verborgene oder verdrängte Sexualität, die ihn interessierte. Seine Theorie der Kastrationsangst basierte auf der Annahme, dass

das Kind sehr früh eine Angst davor entwickle, kastriert, verstümmelt und seines Geschlechts beraubt und damit unschädlich gemacht zu werden. Ein Junge sei im Alter von vier, fünf Jahren von einem unbewussten sexuellen Begehren nach seiner Mutter erfüllt und erlebe gleichzeitig eine Konkurrenzsituation mit seinem Vater. Er nehme eine Bedrohung wahr und fürchte, für seine Triebe bestraft zu werden, gleichzeitig empfinde er Scham und Unterlegenheit, er erkenne seine eigene Kleinheit in der Welt, was dazu führe, dass er sein Ich entwickle und nach und nach das Verlangen nach seiner Mutter aufgebe und sich stattdessen mit seinem Vater identifiziere. Das entscheidende Erlebnis, meinte Freud, geschehe in dem Moment, in dem der Junge begreife, dass die Frau keinen Penis habe. Er sehe also die Frau, er sehe die *Abwesenheit* eines männlichen Geschlechtsorgans und werde sich im selben Augenblick seiner selbst und seines Platzes in der Welt bewusst.

Verwandt mit der Kastrationsangst ist Freuds Theorie des »Penisneids«, die von der psychosexuellen Entwicklung der Frau ausging. Das Mädchen sei, ebenso wie der Junge, zu Beginn stark mit der Mutter verbunden, meinte Freud. Wenn es entdecke, dass es selbst keinen Penis habe, verliere es allmählich die Bindung zur Mutter und fühle sich stattdessen zum Vater hingezogen. Das Mädchen sehe den Penis als ein Attribut, das Macht und Aktivität symbolisiere, es erkenne seinen eigenen Platz in der Welt und entwickle Neid und Schuldgefühle, die es auf die Mutter projiziere. Es sehe, was ihm selbst fehle, sehe die *Abwesenheit* eines männlichen Geschlechtsorgans und werde sich im selben Moment seiner selbst und seiner Begrenzungen bewusst.

Diese Theorien sind seit ihrer Proklamierung oft und von verschiedenen Seiten infrage gestellt worden. Sollte das männliche Geschlechtsorgan, und ob man eines habe oder nicht, tatsäch-

lich so ausschlaggebend für die psychosexuelle Entwicklung des Menschen sein? Aus heutiger Sicht erscheint diese Vorstellung abwegig und fast ein wenig albern. Doch es handelt sich um Theorien, die aus einer anderen Zeit und einem anderen historischen Kontext stammen. Darüber hinaus sind es Theorien, die von der üblichen Methodik der Naturwissenschaften abweichen. Ihre Forschungsgegenstände gehören dem Verdrängten und Verborgenen an. Sie können nicht systematisch beobachtet und bestätigt oder widerlegt werden. Es handelt sich bei ihnen nicht um »Wahrheiten«, die sich unter dem Mikroskop offenbaren.

Dennoch ist man geneigt zu glauben, dass auch diese Theorien auf einer Art Erfahrung beruhen. Man sieht Bilder eines jungen Wissenschaftlers in einem engen Labor vor sich. Er ist in einer fremden Stadt, weit weg von zu Hause, und er trägt einen weißen Kittel und eine Brille sowie einen gepflegten dunklen Bart. Er steht an einem Tisch vor einem kleinen Fenster, einen klebrigen toten Aal in der Hand. Und er schaut durch sein Mikroskop, so wie schon vierhundert Mal zuvor, und was er durch die Linse erkennt, ist jetzt nicht mehr nur ein Aal, sondern er selbst.

~ ~ ~

Trotz der Bemühungen des jungen Freud blieb die Aalfrage also noch eine ganze Weile bestehen. 1879 schrieb der deutsche Meeresbiologe Leopold Jacoby ein wenig frustriert an die US Commission of Fish and Fisheries: »Für jemanden, der nicht mit dieser Angelegenheit vertraut ist, muss es unglaublich erscheinen, und es ist tatsächlich ein bisschen erniedrigend für die Wissenschaft, dass es einem Fisch, der weiter verbreitet ist als jeder andere und den man täglich auf dem Markt oder auf dem Teller zu sehen bekommt, trotz aller wissenschaftlichen Anstrengungen

gelingen ist, die Art und Weise, wie er sich fortpflanzt, wie er geboren wird und wie er stirbt, vor uns zu verbergen. Die Aalfrage besteht, seit es die Naturwissenschaft gibt.«

Was weder Freud noch Jacoby wussten, war natürlich, dass der Aal keine sichtbaren Geschlechtsorgane hat, bevor er sie benötigt. Seine Metamorphosen sind nicht nur äußerliche Anpassungen an neue Verhältnisse. Sie sind existenziell. Ein Aal wird, was er sein muss, wenn die Zeit dafür gekommen ist.

Erst zwanzig Jahre nach Freuds missglückten Versuchen gelang es in der Straße von Messina vor Sizilien, einen geschlechtsreifen männlichen Blankaal zu fangen. Also war der Aal am Ende doch ein Fisch. Ein Wesen, das nicht gänzlich anders war als andere.